

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 19

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 19 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 13. Mai 1922

== Auferstanden. ==

Von Karl Stieler.

Durchs Fenster scheint der Maientag,
Ich schließe die Augenlider
Und horche — das ist Lerchenschlag!
O, endlich wieder!

Ich lausche, wie des Windes Hauch
Dahin rauscht durch die Zweige,
Es keimen Blüten an jedem Strauch,
Auf jedem Steige.

Da rührt mich Wonne allzumal,
Ich schließe die Augenlider;
Ich fühl' es wie einen Sonnenstrahl;
Ich lebe wieder!

Es singt die Lerche noch immerfort,
Mein Herze möcht' zerspringen,
Ich lasse verstummen Wort um Wort —
Und laß sie singen.

== Die vier Verliebten. ==

Roman von Felix Möschlin.

19

„Das hat sie nicht gesagt,“ machte er eifrig.

„Dann hat sie's gedacht und Ihnen nicht geantwortet.“

„Wahr ist's, geantwortet hat sie mir nicht.“

„Sie sehen, lieber Herr Doktor, daß ich meine Mutter kenne. Und ich weiß, was ich zu tun habe. Das können Sie meiner Mutter sagen, wenn Sie wollen.“

Der Doktor sah verlegen und niedergeschlagen da. Er war gekommen, um sie zum Leben zu befehlen. Und nun wollte ihm gar kein gutes und überzeugendes Wort einfallen. Je mehr er sie hörte und sah, desto prächtiger erschien sie ihm. Das war ein wertvoller Mensch — und wollte sterben. Sollte ihm wirklich nicht geholfen werden können? Er sprach noch ein paar nichtsagende Sätze und ging dann weg, bevor ihn der Professor rufen ließ. Es wurde ihm plötzlich unerträglich, machtlos dazusitzen.

„So nachdenklich?“ fragte der Professor.

„Der Fall Zumbunner beschäftigt mich.“

„Er verläuft doch ausgezeichnet?“

„Nicht ganz. Die Wunde heilt gut, aber der Mensch selber ist krank. Sie will sterben und läßt sich nicht davon abbringen.“

„So stellt man sie unter Kontrolle und Bewachung, bis das Kind geboren ist. Die Familie vermag's.“

„Das würde sie nicht aushalten. Und irgend einmal würde sie der Bewachung schon ausknarren.“

„So schickt man ihr einen Pfarrer.“

„Ich glaube nicht, daß er viel nützen wird, aber man kann es ja versuchen.“

„Und die Mutter?“

„Die will nicht.“

„Und ist keine Schwester, kein Bruder da?“

„Doch, ein Bruder.“

„Also, auch der soll sie besuchen, und einen Psychiater können wir ihr ja auch hinschicken. Vielleicht ist etwas mit der Psychoanalyse zu erreichen.“

Der Doktor fühlte sich so hilflos und ratlos, daß er die Martha Zumbunner nur noch zur üblichen Zeit besuchte. Dafür aber schickte er ihr den Pfarrer, den Bruder und einen berühmten Psychiater. Aber sie richteten so wenig aus wie er.

„Was habe ich Ihnen denn zuleide getan, daß Sie mich so plagen lassen?“ fragte sie den Doktor erregt. „Wissen Sie denn nicht, daß ich dem Pfarrer nicht christlich genug, für den Bruder nicht schweesterlich genug und für den Psychiater nicht krank genug bin, um von ihnen beeinflusst werden zu können? Es fehlt bloß noch, daß Sie auch noch den, der an allem schuld ist, an mein Bett rufen, damit er mir erkläre, er wolle das Kind adoptieren, obwohl er mit einer andern verheiratet ist. Umstände dazu wären Sie, Sie allzu guter Mensch.“

„Aber was soll man denn mit Ihnen anfangen?“ fragte der Doktor ganz verzweifelt.

„Mich sobald wie möglich entlassen. Kann's nicht bald sein?“

„Wenn Sie wirklich gesund wären, auch in Ihrem Willen, dann könnte man Sie schon in drei Tagen entlassen.“

„In drei Tagen schon,“ das klang wie ein Jubel. „Ach, bitte, Herr Doktor, tun Sie's. Dann werde ich verschwinden, kein Mensch weiß wohin, und bald wird man mich vergessen haben.“

Soviel ruhiger Todeswillen war dem Doktor noch nie vorgekommen.

„Aber die Mutter wird ja für Sie sorgen. Sie wünscht zwar, daß Sie in einer andern Stadt wohnen möchten, aber sie wird, wie gesagt, für Sie sorgen, sicherlich derart, daß es auch für das Kind reicht.“

„Das ist ja sehr nett von meiner Mutter. Aber es soll nicht lange nötig sein. Ich brauche nur ein wenig Reisegeld.“

Da wurde der Doktor zornig und packte sie an der Hand: „Sie starker und gesunder Mensch! Nicht das Kind ist eine Schande, sondern eine Schande ist's, daß Sie sterben wollen. Aber ich lasse es nicht zu. Wissen Sie, daß wir Sie in einer Anstalt einsperren können? Daß wir Sie bewachen können, bis dieses Kind geboren ist? Dann werden Sie wahrscheinlich schon leben wollen. Das hat man an anderen erfahren.“

Sie tat entsetzt und außer sich. „Mich einsperren, mich bewachen? Das könnten Sie?“

„Ja,“ sagte er kalt, obwohl er sich dazu zwingen mußte. „Sie leiden an einer fixen Idee, an ausgesprochener Selbstmordmanie; aber ich hoffe, daß Sie uns nicht dazu zwingen.“

Sie schaute ihn böse an. „Nein, ich werde Sie nicht dazu zwingen.“

So unzufrieden mit sich selbst wie diesmal war er noch nie von ihr weggegangen. Warum habe ich ihr das gesagt? Hätte ich nicht ganz einfach behaupten können, sie müsse noch monatelang gepflegt werden, weil es ihre Wunde so verlange? Dann hätte sie gar nicht gemerkt, daß es auf ein Bewachen abgesehen ist. Nun aber ist sie imstande und begeht hier im Spital Selbstmord, trotz aller Bewachung.

Sobald sein Dienst zu Ende war, ging er nochmals zu ihr. So unruhig war er. Sie schlief mit einem entschlossenen, finsternen Zug im Gesicht. Lange beschaute er sie prüfend. Was ging sie ihn eigentlich an? Möchte sie sterben, wenn sie's durchaus wollte. Er hatte seine Pflicht getan.

Nein, er hatte seine Pflicht noch nicht getan. Heilen mußte er, heilen, und wenn er auch keinen Sinn darin erblicken konnte. Er mußte am Leben erhalten, was am Leben erhalten werden konnte. Wenn es auch oft so unnütz aussah. Und es war nicht nur seine Pflicht, es war ganz einfach sein stärkster Trieb, sein süßes und oft bitteres Müßigen, seine Lust, seine Freude, seine Qual, sein Zwang. Diesem Zwange opferte er Tag um Tag. Darum mußte auch um dieses Mädchen gekämpft werden, bis es wieder lebte. Oh, er würde schon kämpfen. Mit einer leisen Mahnung an die Krankenschwester, die ihm beruhigend zunickte, ging er in sein Zimmer.

„Ich glaube gar, er verliebt sich schließlich doch noch,“ sagte die Wärterin hinter ihm drein und rückte dann noch näher ans Bett, damit ihr ja keine Bewegung der Kranken entgehe.

Unter den eingegangenen Korrespondenzen, die der Doktor zu später Abendstunde ohne rechte Anteilnahme noch durchlas, fand sich auch das ausführliche Schreiben eines holländischen Spitals auf Sumatra, worin ihm die Direktorstelle der chirurgischen Abteilung angeboten wurde. Obwohl die Bedingungen gut waren und die Offerte auf die Vermittlung eines alten Freundes und Kollegen zurückging, der schon seit Jahren in Niederländisch-Indien in Stellung war und bloß Erfreuliches aus seiner Tätigkeit zu berichten wußte, entschloß er sich zu einer bestimmten Absage. Es gab in der Schweiz noch so viel zu tun. Er hatte Untersuchungen begonnen, die erst nach Jahren fertig wurden, Untersuchungen, von denen er sich wichtige Resultate versprach. Er hatte sich an die Bewältigung rassenhygienischer Probleme gemacht, die erst durch ein umfassendes Vergleichsmaterial der Lösung näher gebracht werden konnten. Das alles brauchte Zeit, viel Zeit. Jetzt wegreißen, hieß die Arbeit mancher Jahre opfern. Nein, er blieb. Aber auf einmal wanderten seine Gedanken wieder zur Martha Zumbunner und verknüpften sie ohne sichtbaren Sinn mit dem sumatranischen Angebot. Und plötzlich wurde ihm klar, warum so Fernliegendes miteinander in Beziehung trat, und nun faßte er den Entschluß zu reisen, allen angefangenen Untersuchungen zum Troß. Denn nun wußte er ein Mittel, um die Martha Zumbunner zu retten.

„In zwei Tagen werden Sie entlassen,“ sagt er am Morgen darauf zur staunenden Patientin. „Und beim Abschiede werden Sie mir fest versprechen, frisch und mutig weiter zu leben.“ Sie schüttelt den Kopf. „Doch, Sie werden es,“ sagt er lächelnd, „was wollen wir wetten?“ Sie schüttelt nur immer den Kopf. „Ich habe eine Offerte von Sumatra. Es handelt sich um die Direktorstelle an einem Spital. Ich werde also nach Sumatra reisen. Was sagen Sie dazu?“ Sie bleibt stumm. Was soll sie dazu sagen? „Aber vorher werde ich noch etwas tun,“ fährt er fort. „Ich werde mich verheiraten. Was sagen Sie dazu?“ Was will er denn eigentlich? denkt sie. „Und zwar werde ich mich mit Ihnen verheiraten. Was sagen Sie dazu?“ Martha staunt ihn bloß an. „Wir gehen aufs Standesamt,“ beginnt er von neuem. In ein paar Minuten ist alles erledigt. Und eine Stunde darauf fahre ich nach Sumatra und komme wahrscheinlich nie mehr zurück. Sie aber sind von dem Augenblicke an Frau Doktor, und wenn Ihr Kind auf die Welt kommt, dann hat's wenigstens einen offiziellen Vater. Und Ihre Mutter wird sich mit Ihnen versöhnen, und wenn Sie später einmal einen andern Mann heiraten wollen, das heißt, richtig heiraten wollen, so lassen wir uns scheiden. Ich werde Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen und Ihnen sogar die nötigen Scheidungsgründe verschaffen, wenn es nötig sein sollte.“ Nun beginnt sie, ihn zu begreifen. Ja, hier dämmert eine Rettungsmöglichkeit. Was für ein guter Mensch!

„Gehen Sie gerne nach Sumatra?“ fragte sie leise und schämt sich dabei, ihn so zu fragen.

„Wenn ich offen sein soll: nein. Aber das soll kein Hindernis bilden. Schließlich ist es auch ganz interessant, fremde Länder und andere Leute zu sehen.“

„Und das alles ist Ihr Ernst?“ fragt sie zögernd.

„Ja, mein aufrichtiger Ernst. Meinen Sie, daß Sie dann am Leben bleiben können?“

„Doch, dann kann ich am Leben bleiben,“ sagt sie langsam aber bestimmt, und sie denkt daran, daß sie dann eine Frau ist; daß das Kind nie zu erfahren braucht, daß es keinen Vater hat; daß die Mutter sich ganz sicher wieder mit ihr versöhnen wird. Nein, dann braucht sie nicht zu sterben.

„Aber warum reisen Sie eigentlich nicht gern nach Sumatra?“

„Oh, ich reise ganz gern.“ Er fürchtet plötzlich, sie möchte noch einen Grund finden, um sein Anerbieten nicht anzunehmen.

„Aber, Sie sagten doch vorhin...“

„Ach, ich dachte bloß einen Augenblick an meine angefangenen Untersuchungen.“

„Was für Untersuchungen?“

„Alle möglichen Untersuchungen. Es laufen ein paar Arbeiten nebeneinander her, ich weiß noch nicht bestimmt, welche zuerst fertig werden wird.“

„Wollen Sie mir nicht etwas zeigen, damit ich auch ein bißchen weiß, an was Sie arbeiten? Denn man muß doch schließlich seinen Mann auch etwas kennen lernen, eh' man zusammen aufs Standesamt geht,“ fügt sie lächelnd hinzu.

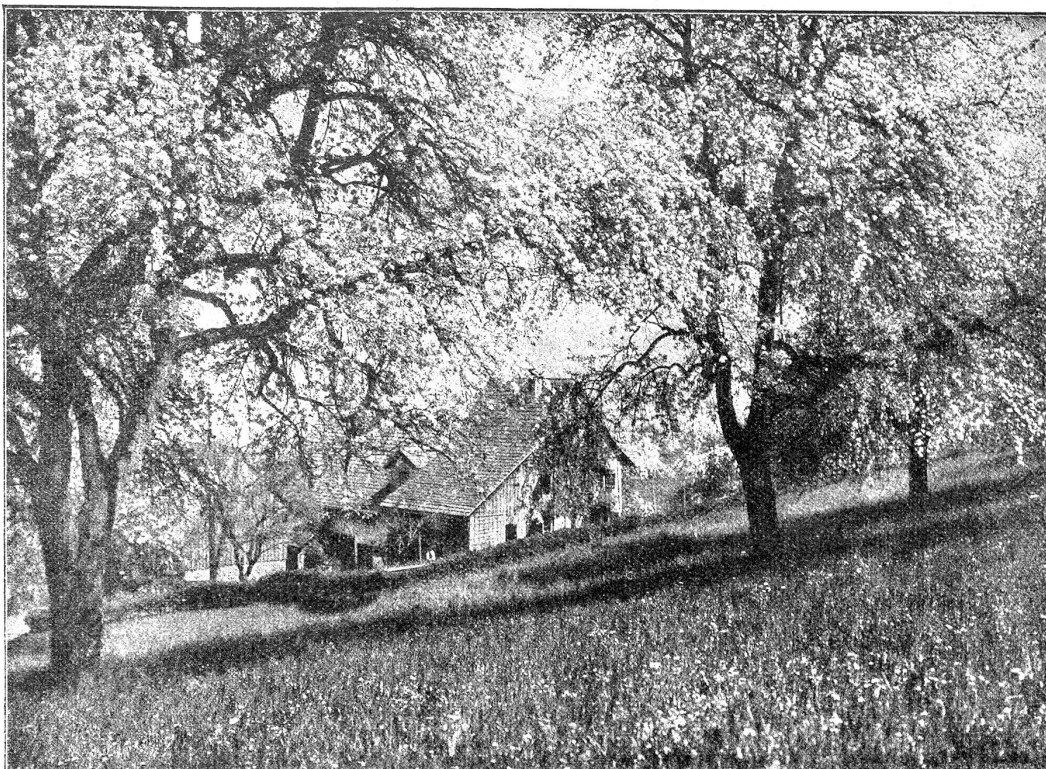
„Gern,“ sagt er und lächelt auch. „Kommen Sie mit. Ich habe gerade Zeit.“

Sie steigen langsam die Treppe hinunter, ganz weit hinunter. Wo schon fast die Keller anfangen, da ist sein Laboratorium. Ein großer, nüchterner Raum. Nichts als Schränke, Tische, Schachteln, Bücher, Broschüren, Papiere, Photographien.

„Das ist mein Arbeitszimmer,“ sagt er.

„Bitte, zeigen Sie mir etwas,“ sagte sie.

„Das hier gehört zur ersten Untersuchung,“ sagt er und öffnet eifrig einen Schrank. „Das sind Photographien, die dazu gehören.“ Viele Hunderte müssen es sein, denkt Martha. „Das die mikroskopischen Präparate.“ Viele Tausende müssen es sein, denkt Martha. „Das die Zettel-



Ein Frühlingsidyll.

kataloge mit allen nötigen Angaben.“ Eine ganze Bibliothek, denkt Martha.

Er öffnet einen zweiten Schrank. Wieder Photographien, Präparate, Zetteltataloge. In einem dritten Schrank desgleichen. Und auch in einem vierten Schrank. Und schließlich zeigte er ihr die Manuskripte, die sich schon zu dicken Bänden häufen.

„Sie müssen ja gearbeitet haben wie ein Riese,“ sagt sie.

„Ja, das habe ich,“ sagt er stolz. Nun hat er ganz vergessen, daß er nach Sumatra soll, um die Martha Zumbunner wieder ins Leben zurückzuführen. Nun denkt er nur noch an seine Arbeit.

„Ist noch keine dieser Untersuchungen fertig?“ fragte sie.

„Nein,“ sagte er, „noch nicht. Aber in ein paar Jahren wird die eine oder andere fertig sein. Ja, ich habe viele Freude an ihnen. Und alle betreffen die Schweiz. Sie sollen unserem Volke helfen, gesünder, stärker, rassistischer zu werden.“

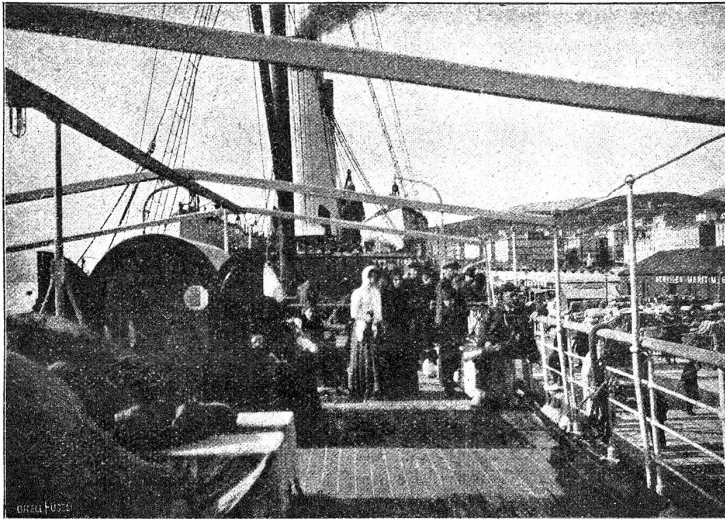
Sie schaut ihn an und spürt auf einmal, wie sich ihr die Tränen in die Augen drängen.

„Und dennoch wollen Sie nach Sumatra?“ sagte sie.

Da fällt ihm ein, daß er eine Dummheit begangen hat. Jetzt merkt sie, daß ich ein Opfer bringe, denkt er mit Schrecken. Das nimmt sie natürlich nicht an. Ich kenne sie. Oh, ich gedankenloser Kerl.

„Und das alles wollen Sie mir opfern?“ sagt sie.

„Ich opfere es nicht,“ sagt er eifrig, „ein anderer wird die Untersuchungen weiter führen, und vielleicht komme ich später einmal selber wieder dazu, das Material zu vervollständigen. Ich kann schließlich auch in Sumatra dran arbeiten. Ja,



Am Bord des Dampfers „Iberia“. (Zum „Korrika“-Artikel.)

ja, ganz sicher. Und etliches habe ich auch schon publiziert. Nein, nein, ich opfere Ihnen nichts.“

Aber sie weiß nun: er will mir ein großes Opfer bringen. Und er will mir dies Opfer bringen, nicht um mich zu besitzen, nein, nur damit ich lebe. Was er jetzt gesagt hat, ist nur Gesunkener. Er opfert all dies, wenn er wegreißt. Und dann ist einer weniger, der dem Lande helfen will, wieder gesund und stark zu werden.

„Nein, Sie dürfen nicht wegreißen,“ sagt sie. „Und heiraten lasse ich mich auch nicht.“

Alles umsonst, denkt er, sie will mein Opfer nicht annehmen. Hätte ich sie doch nicht ins Laboratorium geführt. Ach, da sieht man wieder einmal, wie wenig ich die Frauen verstehe.

„Wenn Sie mir so viel opfern wollten,“ und nun hat sie leuchtende Augen und deutet auf alle die Schränke, die fast bersten vor Studienmaterial, „bloß damit ich am Leben bleibe, dann muß das Leben wirklich etwas Großes sein. Von nun an glaube ich wieder ans Leben! Und ich will mich vor nichts mehr fürchten!“

„Versprechen Sie es mir?“ fragt er ungläubig.

„Ja,“ sagt sie und reicht ihm die Hand. Da glaubt er ihr.

„Eigentlich offen gestanden,“ sagt er darauf, und seine Stimme zittert etwas, „bin ich schon froh, daß ich nicht nach Sumatra reisen muß.“ Er streichelt die Schränke. „Und,“ fügt er lächelnd hinzu, „wenn ich nicht so ein ganz eingefleischter Weiberfeind wäre — es ist wahrscheinlich etwas pathologisch, Fräulein Zumbunner, ich kann nichts dafür — dann würde ich Ihnen wahrhaftig einen richtigen Heiratsantrag machen.“

Glücklich und lachend steigen sie wieder nach oben. Und es ist nicht zum Verwundern, daß den Krankenschwestern und Assistenten die Vermutung kommt, es handle sich um eine Verlobung. (Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Korrika.

Von Dr. C. Täuber.

Die hier geschilderte Reise wurde im Jahre 1910 ausgeführt. Mit 80 Franken konnte sich Dr. Täuber damals — er reiste in Begleitung zweier Freunde — das Rundreisebillet Zürich, Nizza, Korrika, Genua,

Zürich erstehen. Das war vor dem Kriege. Die Verhältnisse auf der meerumrandeten Berginsel aber haben sich seither kaum wesentlich geändert. Die Schilderung liegt sich darum noch heute mit frischem Interesse. Wir drucken sie mit Erlaubnis des Verfassers aus dessen 1916 im Verlage Art. Institut Drell Fühlri erschienenen Buche „Auf fremden Bergpfaden“ ab, das eine ganze Sammlung von solchen Ferienreisefeldern enthält. Auch die Illustrationen (mit Ausnahme der Ansichten von Bastia und Ajaccio) sind diesem Werke entnommen.

Am 9. April abends 7½ Uhr nach französischer Zeitrechnung fuhr das Paketboot „Golo“ — so benannt nach Korsikas größtem Fasse — der Gesellschaft Traissinet von Nizza ab, trotzdem die Mannschaft nicht zur Stelle war, sondern in Marseille streifte. Die Regierung hatte zur Hilfe fünfzehn Marinesoldaten (d. i. drei weniger als das gewöhnliche Personal) gegeben. Sie standen unter dem Kommando von 3 Schiffs- und 3 Maschinenoftizieren. Der 84 Meter lange Dampfer hat Maschinen mit 4200 Pferdekraften, faßt 1468 Tonnen und macht 18,2 Knoten oder 33½ Kilometer in der Stunde. Sehr saubere und hübsche Kabinen stehen den Reisenden der I. und II. Klasse (es ist für je 46 Personen Raum vorhanden) zur Verfügung, während die 24 Reisenden III. Klasse die Nacht auf dem Zwischendeck verbringen müssen.

Wir hatten alle drei im Hôtel de Berne in Nizza noch gut getafelt, und der freundliche Oberkellner hatte unserem Kameraden, der die Fische mit dem Messer traktierte, extra garantiert, daß sie nicht wieder ins Meer zurückkehren würden. Aber es sollte anders kommen. Zuerst konnten wir uns am herrlichen Lichterglanz der überreichen Stadt nicht satt sehen; ein Leuchtturm nach dem andern tauchte auf: weit im Westen der von Cannes, östlich von Nizza der von Villafranca, dann der von Bordighera. Es war eine Pracht zu schauen. Allmählich wurde es empfindlich kühl auf Deck; die Wellen gingen höher, und es schien angezeigt, sich schlafen zu legen. Der süße Schlummer wurde indessen dreimal unterbrochen: erstlich durch die wieder zum Meere drängenden Fische des einen Kameraden; dann durch eine Sturzwelle, die durch die Luke ins Zimmerchen drang, und schließlich durch einen kräftigen Ruck, der den andern Kameraden aus dem Bett auf den Boden schleuderte. Als ich mir um fünf Uhr den Schlaf aus den Augen rieb, lag ein langgestrecktes Stück Land mit einem 1300 Meter hoch aufragenden, fahlen, bräunlich gefärbten, oben noch mit etwas Schnee bedeckten Höhenzug malerisch neben uns: das Cap Corse. Unsere Bände verschlangen es vorerst förmlich, bis wir nach einiger Zeit die Gegend etwas monoton fanden und froh waren, daß die immer deutlicher hervortretenden Umrisse der Stadt Bastia und dann das nicht absonderlich lebhaft Treiben im Hafen selbst Abwechslung bot. —

Wir folgten nach der Landung mechanisch dem kleinen Strom der Ankömmlinge durch die von großen, vielstöckigen, wenig charakteristischen Steinhäusern flankierte Hauptstraße und gelangten vor das Grand Hôtel de France, wo es gerade zugeht wie in einem Taubenschlag; die bisherigen Gäste drängten zur Abreise mit unserem „Golo“ nach Livorno, und die neuen Gäste wünschten die von jenen innegehabten Zimmer zu erobern und den Tisch neu gedeckt zu sehen für ein Frühstück. Wohlweislich hielten wir uns in dem nichtsagenden Gewühl und bei den bescheidenen Kaufläden der etwa 23,000 Einwohner zählenden Stadt nicht länger auf als nötig und marschierten leichten Fußes ins Freie hinaus, dem Bergrücken entgegen, der die 38 Kilometer lange Halbinsel des Cap Corse durchzieht. Eine gut gebaute französische Heerstraße führt von Bastia westwärts über den 541 Meter hohen Col de Teghime zu Hafen und Bucht von St. Florent an der Westküste. Ihr folgten wir zunächst, uns an der ungewohnten prächtigen Vegetation entzündend. Hübsche Orangen- und Zitronengärten, Oliven-